

Wöchentlich erscheinen drei Nummern.  
Pränumerations-Preis 22 1/2 Silberg.  
(1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für  
das ganze Jahr, ohne Erhöhung,  
in allen Theilen der Preussischen  
Monarchie.

# Magazin

Pränumerationen werden von jeder  
Buchhandlung (in Berlin bei Weitz  
& Comp., Jägerstraße Nr. 25), so  
wie von allen Königl. Post-Ämtern,  
angenommen.

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 36.

Berlin, Donnerstag den 25. März

1847.

### China.

#### Ein chinesischer Roman.

##### Wang Keaou Iwan Pih Keen Chang Han, oder die blutige Rache einer jungen Frau.

„Es ist eine alte Geschichte, doch bleibt sie ewig neu, und wem sie just  
passirt, dem bricht das Herz entzwei“: hier haben wir sie in der Auffassung  
eines Volkes, dem die Gabe der Phantasie von Natur nur in sehr geringem  
Grade zu Theil worden ist; dennoch hat auch hier das gewaltigste aller Ge-  
fühle, die Liebe in der Seligkeit der ersten Euphorie, in dem verzehrenden  
Schmerze des Verrathes, seine Macht bewiesen und die nüchterne verständige  
Darstellung mit einem erwärmenden Hauche zu durchdringen gewußt. Zwar  
zeigen auch die Figuren dieses Romanes die Feinheit, in Formeln erklärte  
Gefühle des chinesischen Wesens, doch bewegen sie sich nicht selten in fast dra-  
matischer Lebendigkeit und wissen die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln.  
Die Erzählung ist einer größeren chinesischen Sammlung entnommen und im  
Jahre 1839 zu Canton, durch einen Engländer unter dem angenommenen  
Namen Stoth übersetzt, in wenigen Exemplaren gedruckt worden. Die uns  
vorliegende deutsche Uebersetzung des Herrn A. Vöttger ist eine Uebersetzung  
jener englischen. Dem Stile nach gehört das Werkchen, nach Angabe des  
englischen Uebersetzers, zu keiner der beiden gebräuchlichen chinesischen Schreib-  
arten, weder zu der älteren klassischen, noch zu der neueren sogenannten  
feinen Mandarinsprache, sondern ist in der Umgangssprache des gemeinen  
Lebens abgefaßt, etwa der prosaischen Dialogform zu vergleichen, deren sich  
Shakespeare in seinen Dramen häufig bedient. Der Engländer klagt nament-  
lich über die außerordentlichen Schwierigkeiten, mit welchen die Uebersetzung  
der vielen eingestreuten Verse verknüpft war, und die sich in keiner anderen  
Poesie in gleichem Maße wiederfinden. Sie entspringen aus den conven-  
tionellen Redefiguren, Vergleichen und Anspielungen, die nur dem wissen-  
schaftlich gebildeten Chinesen geläufig sind, den Geschäftsleuten aber, auf  
welche allein sich der Umgang der Europäer beschränkt, selbst zum großen  
Theile unverständlich bleiben. Da die Fabel der kurzen Novelle ziemlich ein-  
fach ist, können wir unseren Lesern einen gedrängten Auszug derselben mit-  
theilen.

Während eines Krieges gegen die rebellischen Mearutse Barbaren im  
Jahre 1458 kam der Oberst Wang Hung mit seiner Heeresabtheilung zu spät  
an und ward deshalb zu einem Capitain degradirt und nach der Militair-  
Station Nanyang in der Provinz Honan versetzt. Seine Familie bestand aus  
einer Frau, einer Schwägerin, Tante Tsaou genannt, einem Sohne und zwei  
Töchtern, von denen die ältere, Keaou Iwan, ein Ausbund von Schönheit und  
Gelehrsamkeit, noch eines ihrer Vorzüge würdigen Gemahles hatte, während  
die jüngere bereits als Kind einem Bettler verlobt worden war. Im benach-  
barten Hause wohnte ein Professor, Namens Chow, mit seinem Sohne Ting  
chang, welcher den Grad eines Baccalaureus besaß. Eines Tages vergnügte  
sich Keaou Iwan im Garten auf der chinesischen Schaukel, als sie plötzlich den  
ihr persönlich noch unbekanntem jungen Gelehrten gewahrte, der ihr durch eine  
Oeffnung der Gartenmauer zuschaute und Bravo! Bravo! rief. Sie entfernte  
sich sogleich mit selbstamer Unruhe im Herzen, der Baccalaureus aber sprang  
über die Mauer, in der Hoffnung, weitere Auskunft über die junge Schöne  
zu entdecken. Im Grase fand er ein langes Palästuch von duftiger Gaze, und  
da er Zustritte vernahm, zog er sich eiligst mit seinem Raube zurück. Es war  
die Dienerin der reizenden Nachbarin, welche das verlorene Tuch suchte.  
Bald entspann sich eine Unterhaltung zwischen Beiden, die zu einem poetischen  
Briefwechsel Ting chang's und Keaou Iwan's führte, aus welchem nur gar  
zu schnell hervorging, daß Beide in Liebe zu einander entbrannt waren. Doch  
wie sollte der junge Gelehrte zum ungehinderten Umgange mit seiner Ange-  
beteten gelangen? Die Leidenschaft machte ihn ersünderisch. Er wußte seinen  
Vater zu überreden, daß der Aufenthalt in dem engen, geräuschvollen Kollegium  
der Vollendung seiner Studien hinderlich sey, und erreichte dann durch die  
Bermittelung desselben die Aufnahme in das Haus und die Familie des Ca-  
pitain Wang, indem dessen Frau, die denselben Familiennamen, Chow, führte,  
als der Professor, nach chinesischer Sitte seine Adoptivtante ward. Der alte  
Herr Wang wies dem neuen Neffen zwar eine abgesonderte Wohnung an und

erlaubte ihm nicht, mit seiner Tochter zu verkehren, doch als die Schöne vor  
Sehnsucht krank ward und der Baccalaureus, medizinische Kenntnisse vorge-  
bend, ihr rasch zur Besserung verhalf, schwand dem Vater alle Besorgniß,  
und er beförderte sogar fortan den Umgang der jungen Leute.

Das Verhältniß ward immer vertraulicher. Tante Tsaou, die man in  
das Geheimniß gezogen hatte, rieth endlich zu einer in China nicht anstößigen  
und sogar häufig vorkommenden heimlichen Vermählung. Es wurden dem-  
nach vier gleichlautende Heirats-Kontrakte aufgeschrieben, einer derselben vor  
Himmel und Erde verbrannt, um die guten und bösen Geister zu Zeugen an-  
zurufen, der andere der Tante Tsaou zum Zeugniß für künftige Zufälle ein-  
gehändig, den dritten und vierten behielten die beiden Vermählten. Tante  
Tsaou sprach darauf einen feierlichen Fluch über die Untreue, reichte dem Lie-  
bespaare Früchte und süßen Wein, trank einen Becher auf ihr Wohl, und die  
Cereemonie war vollendet. So lebten die Glücklichen wohl ein halbes Jahr,  
als der Professor Chow in eine höhere Stellung nach der im Westen gelege-  
nen gebirgigen Provinz Szechuen versetzt ward; diesmal jedoch war in Ting  
chang die Liebe noch zu mächtig; durch mancherlei Entschuldigungen und Vor-  
wände wußte er seinen Vater zu bewegen, daß dieser ihn in Nanyang zu-  
rückließ.

Wiederum war ein halbes Jahr verfloßen, als Ting chang aus der Peking-  
Zeitung erfuhr, daß sein Vater das Klima des neuen Wohnorts nicht habe  
vertragen können und mit Erlaubniß des Kaisers nach seiner Heimat zurück-  
gekehrt sey. Da regte sich auch in ihm das Verlangen, Aeltern und Heimat  
widerzusehen, und von Iwan selbst in seinem Vorhaben bestärkt, reiste er ab,  
mit dem Versprechen, spätestens in Jahresfrist zurückzukehren. Doch sein Vater  
überraschte ihn sogleich bei seiner Ankunft in Werkeang mit dem Vorschlage,  
ein schönes und sehr reiches Mädchen aus vornehmer Familie zu heiraten.  
Nach kurzem Zögern willigte er ein und hatte seine bisherige Gemahlin gar  
bald vergessen.

Die arme verlassene Keaou Iwan hatte indes geduldig der Wiederkehr  
des Gatten. Endlich, als die geklebte Frist verstrichen und weder der Ersehnte  
noch auch nur die geringste Kunde von ihm angelangt war, benutzte sie zu  
verschiedenen Malen Gelegenheiten, um an ihn zu schreiben und Nachricht  
von ihm einzuziehen. Selbst seine ausweichenden Antworten konnten ihren  
Glauben an seine Treue nicht überwältigen, bis sie zuletzt nach jahrelangem  
vergeblichen Hoffen durch einen treuen Boten den ganzen Umfang ihres Un-  
glücks erfuhr. Alle Ermahnungen der Tante Tsaou, des Ungetreuen zu  
vergessen und in den Armen eines anderen Gemahles Ersatz für den Verlust  
zu suchen, blieben fruchtlos. Sie packte ihren ganzen früheren Briefwechsel,  
einige Gedichte und die Heirats-Kontrakte zusammen, versiegelte sie mit dem  
Amtsiegel ihres Vaters und schrieb darauf die Adresse: „Capitain Wang,  
welcher das Siegel der Militair-Station von Nan Hang verwahrt, sendet  
dies an den Haupt-Magistrat von Werkeang in dem kaiserlichen Distrikt von  
Sohow, um es zu eröffnen in dem kaiserlichen Gerichtssaal.“ Darauf über-  
gab sie das Paket einem Boten zur Beforgung, ging in ihr Zimmer, verschloß  
die Thür und erhängte sich mit dem Gazetuch, welches die Veranlassung aller  
ihrer Schmerzen gewesen war.

Als das Paket zu Händen des Magistrats von Werkeang gelangte, be-  
fand sich zufällig ein auf einer Inspectionstreife begriffener kaiserlicher Censor  
am Orte. Dieser hatte von dem Inhalte der Schriften nicht sobald Kenntniß  
genommen, als er Ting chang ergreifen ließ und, nachdem er durch Erkun-  
digungen in Nanyang die Bestätigung der Wahrheit erfahren, das Urtheil  
verkündigte. „In eurem Heirats-Kontrakte“, sprach er, „steht geschrieben:  
Wenn der Mann das Weib hintergeht, sollen zahllose Pfeile seinen Körper  
treffen. In Ermangelung der Pfeile sollst du mit Stöcken, gleich einem  
Hunde, todgeschlagen werden, so daß du als ein Beispiel allen eifri-  
gen Schurken in Zukunft dienen mögest.“ Auf einen Wink stürzten die Gerichts-  
diener herbei und schlugen mit wildem Lärmen den unglücklichen Verbrecher,  
von dessen Körper die Stücke nach allen Richtungen in der Halle umherflogen.  
Im nächsten Augenblicke bezeichnete nur ein blutiger häßlicher Klumpen den  
Körper des Verräthers der armen unglücklichen Iwan.

Der Verfasser des chinesischen Romanes hat demselben eine ganz kurze  
Geschichte ähnlichen Inhalts, gewissermaßen als Einleitung, vorausgeschickt,  
in deren Gestalten und Stil wir deutlich die Volksfage erkennen, welche durch  
charakteristische Züge aus dem Volksglauben ein höheres Interesse gewinnt.  
Ein Kaufmann, Changyih, erzählt sie, wurde einst nach Vollendung seiner  
Geschäfte im Hauptort seines Bezirkes von der hereinbrechenden Nacht über-  
rascht und gezwungen, in einer außerhalb der Stadt gelegenen Herberge

\*) Leipzig, Juraan, 1846, 111 S. 8. mit vollständigen Bezirkerungen und Einband.



Nachtlager zu suchen. Aber das Haus war bereits mit Fremden überfüllt und schien keinen Raum mehr für ihn zu haben. Da gewahrte er ein verschlossenes, unbewohnt scheinendes Gemach und fragte den Wirth, warum er ihm dieses nicht einräumen wolle? Der Wirth erwiderte: „In diesem Zimmer, werther Herr, sind Geister oder Teufel, und ich wage nicht, Gäste darin zu beherbergen.“ Weil aber Changyih unerschrocken blieb und durchaus eingelassen zu seyn begehrte, willfahrte ihm endlich der Wirth, und nachdem er ihn mit den gewünschten Bedürfnissen versorgt hatte, überließ er ihn seinem Schicksale.

Der Kaufmann legte den Staub vom Lager, verzehrte sein Abendbrod, verschloß die Thür, entkleidete sich und legte sich furchtlos zu Bett. Kaum war er eingeschlafen, als ihm träumte, daß eine schöne, stattliche Frau sich zu ihm geselle und sein Lager theile; wie groß war seine Verwunderung, als er sie beim Erwachen wirklich an seiner Seite fand. Er fragte, wer sie sey, und sie erwiderte: ich bin das Weib eines Nachbarn, und weil mein Mann nicht daheim ist, fürchte ich mich, allein zu schlafen; doch für jetzt frage nicht weiter, später wirst Du Alles erfahren. Changyih beruhigte sich bei dieser Erklärung, bis nach einigen Tagen der Wirth zufällig des Umstandes gedachte, daß sich vor Jahren in jenem Zimmer eine Frau erhängt habe und es seitdem dort nicht geheuer sey. In der nächsten Nacht fragte er die Unbekannte, ob sie der Geist der Erhängten sey? Sie bejahte es ohne Verzug und erzählte ihm die Geschichte ihres Lebens, aus welcher sich ergab, daß sie sich aus Gram über einen treulosen Liebhaber den Tod gegeben. Changyih gestand, daß er den Ungetreuen kenne, und gab auf Verlangen des Geistes Auskunft über seinen gegenwärtigen Aufenthalt und seine äußere Lage.

Nach zwei Tagen, als Changyih heimkehren wollte, sagte die Frau zu ihm: „Ich habe ein heftiges Verlangen, Dir zu folgen und bei Dir zu bleiben“, und als der Kaufmann sich geneigt erklärt hatte, sie mit sich zu nehmen, hieß sie ihn ein hölzernes Täfelchen bereit halten, mit der Aufschrift: „Dies ist die Tafel des Geistes des Fräulein Keen urh“, sobald er das Täfelchen hervorlange und sie rufe, werde sie sogleich erscheinen; ferner zeigte sie ihm fünfzig Silberthalere, die sie unter dem Bette vergraben. Der Kaufmann nahm das Geld, besorgte das Täfelchen und zog heim. Seine Frau war mit dem Berichte über das Vorgefallene zwar nicht sonderlich zufrieden, doch beruhigte sie sich bei dem Anblicke der fünfzig Thaler. Des Nachts als Changyih sich mit seiner Ehehälfte zu Bette legte, stellte sich auch wieder die Fremde ein, das Seltsamste aber war, daß das Bett weder enger noch schmaler zu seyn schien.

Nach ungefähr zehn Tagen sagte die gespenstige Dame zu Changyih: ich habe eine alte Schuld in der Hauptstadt aufstehen, vielleicht thätest Du mir den Gefallen und triebest sie mit mir ein? Der Kaufmann, in der Hoffnung, für sich selbst Nutzen daraus zu ziehen, sagte es ihr sogleich zu, mietete ein Boot und stellte das Täfelchen sorgfältig mitten hinein. Die Fremde begleitete ihn bei Tage wie bei Nacht. Nachdem sie einige Tage gefahren waren, gelangten sie an das Südthor der Hauptstadt, und die Frau sagte: ich werde jetzt in Jangihuen's Wohnung gehen, um die Schuld einzufordern. Mit diesen Worten war sie bereits aus dem Land gesprungen, und Changyih sah sie ganz deutlich in einen Laden treten, welchen er an der Aufschrift als denjenigen Jangihuen's erkannte. Er wollte ihr eben folgen, als die Dienerschaft voll Angst und Schrecken schreiend und weinend aus dem Hause stürzte. Ein Bursche aus dem Laden belehrte Chaggyih über die Ursache dieses Auftritts. „Mein Herr Jangihuen“, sagte er, „war ganz gesund, als ihm auf einmal irgend ein verwünschter Geist oder Teufel entgegentrat, denn das Blut stürzte ihm aus allen neun Löchern des Leibes — er ist todt.“

Changyih zweifelte nicht, daß Keen urh ihn getödtet habe, schlich ganz still nach seinem Boote, nahm das Täfelchen und rief ungestüm den Geist an, aber der ließ sich weder hören noch sehen. Changyih begriff nun, daß die alte Schuld in der Hauptstadt in der Nacht bestand, die das Weib an Jangihuen aus Erden genommen hatte, als Lohn für sein treuloses Betragen gegen sie.

## Nord-Amerika.

### Blindheit und Blinden-Anstalten.

Von W. S. Prescott.

(Schluß.)

Der Blinde besitzt vielleicht auch nicht denjenigen Grad von seinem Gefühl, für den die Sehenden empfänglich sind. Es ist schwer zu sagen, wie viel bei unserer ersten Erziehung von den Blicken, dem Stirnrunzeln, dem Lächeln, den Thränen, kurz, von dem Beispiele derer abhängt, die über uns gestellt sind oder uns umgeben. Von all diesen Wahrnehmungen ist das blinde Kind natürlich ausgeschlossen, und doch sind sie die reichsten Quellen des Mitgefühls. Wir empfinden wenig für die Freuden und Trübsale, von denen wir nicht Zeuge sind. „Aus den Augen, aus dem Sinn“, sagt das Sprüchwort. Daher wenden sich die Menschen auch so leicht vom Elend ab, das sie nicht erleichtern können oder aus Selbstsucht nicht erleichtern wollen. Daher kommt es auch, daß Menschen, deren mitleidige Herzen bluten würden, wenn sie eine grausame Handlung an einem großen Thiere, wie z. B. einem Pferde oder Hunde, verüben sehen, einen Schwarm von Insekten, deren zarter Körperbau und deren Todestämpfe dem bloßen Auge unbemerklich, ohne Theilnahme durch einen Fußtritt vernichten. Die leichteste in unserer Gegenwart vorkommende Verletzung ergreift uns unendlich mehr als die Nachricht von der mörderisch-

sten Schlacht, oder der Plünderung der volkreichsten und blühendsten Stadt in einem fernen Lande. In gleicher Weise, kann man ohne große Uebertreibung sagen, ist die Lage der Blinden eine verhältnißmäßig entfernte von der sichtbaren Welt, von dem täglichen Anblick der aus Kummer und Freude gemischten Ereignisse, deren größter Nutzen vielleicht darin besteht, unser Mitgefühl für unsere Mitgeschöpfe zu wecken.

Man hat behauptet, daß die Blinden dem religiösen Gefühle weniger zugänglich sind. Sie müssen allerdings unempfindlich seyn gegen die Großartigkeit des Schauspiels, das sich an jedem Tage unseres Lebens unseren Sinnen aufdrängt. Die prachtvolle Himmelskarte mit „jedem Sterne, der in der klaren Wölbung einer Winternacht in unser Auge strahlt;“ wird für sie nicht entrollt. Die Veränderungen der Jahreszeiten mit allen ihren schönen Abwechslungen in Farbe und Gestalt, und jede Herrlichkeit der Schöpfung, welche die Seele zur Bewunderung des Schöpfers und zur Dankbarkeit für ihn erhebt, sind für sie nicht da. Ihre Welt wird von dem kleinen Kreise begrenzt, den sie mit ihren Armen umspannen können. Alles, was darüber hinausliegt, hat für sie keine wirkliche Existenz. Dies scheint auf das Gemüth des Mathematikers Saunderson eingewirkt zu haben, dessen Begriffe von der Gottheit zuletzt erstaunlich lose und unbestimmt gewesen zu seyn scheinen. Der Geistliche, der ihn in seinen letzten Stunden besuchte, bemühte sich, ihm die Gewisheit vom Daseyn Gottes einzuprägen, die aus dem staunenswerthen Mechanismus des Weltalls hervorgeht. „Ach“, sagte der sterbende Blinde, „ich bin verurtheilt gewesen, mein Leben in Finsterniß zu verbringen, und Sie sprechen mir von Wundern, die ich nicht begreifen kann, und die nur von Ihnen und denen, die, wie Sie, sehen, empfunden werden können!“ Als er an den Glauben von Newton, Leibniz und Clarke erinnert ward, Geister, von denen er so viele Belehrung geschöpft hatte und für die er die größte Ehrfurcht empfand, bemerkte er: „Newtons Beweis ist nicht so stark für mich, als der der Natur für ihn war; Newton glaubte an das Wort Gottes selbst, während ich darauf beschränkt bin, an Newtons Wort zu glauben.“ Mit dem Ausruf: „Gott Newton's, sey mir gnädig!“ verschied er.

Dies kann man indeß als die kindischen Aufwallungen eines skeptischen und sich getäuscht glaubenden Geistes betrachten, der über ein Gebrechen ungeduldig war, das, wie er einsah, ihn am Vorschreiten in der wissenschaftlichen Laufbahn hinderte, welcher er sich so eifrig gewidmet hatte. In Bezug hierauf beschrieb er auch ohne Zweifel sein Leben als ein solches, das „ein langer Wunsch und eine fortwährende Entbehrung sey.“

Es ist vielmehr anzunehmen, daß es im Zustande der Blinden gewisse Eigenthümlichkeiten giebt, welche die oben beschriebenen ungünstigen Umstände mehr als aufwiegen und entschieden darauf gerichtet sind, ein gottesfürchtiges Gefühl in ihnen zu erwecken. Sie sind einem schweren Mißgeschick preisgegeben, welches, wie in allen solchen Fällen, das Herz zu ernstler Betrachtung und, wenn es dauernd und unheilbar ist, zu leidender Ergebung stimmt. Ihre Lage überhebt sie nothwendig den meisten jener Versuchungen, die uns in der Welt so bitter verfolgen — jenen stürmischen Leidenschaften, die, in allgemeiner Eifersucht, den Menschen vom Menschen trennen und den süßen Becher des geselligen Lebens verbittern — jenen schmutzigen Lüsten, die uns zum Thiere herabwürdigen. Sie sind im Gegentheil für die heilsamsten Einflüsse empfänglich. Ihre Beschäftigungen sind ruhiger und oft rein geistiger Natur. Ihre Freuden schöpfen sie aus der Freundlichkeit des häuslichen Umgangs; und die den Personen in ihrer abhängigen Lage fast immer zu erweisenden Aufmerksamkeiten bewirken, daß auch sie stets gegen Andere eine freundliche Gesinnung hegen. Kurz, der einförmige Verlauf ihres Lebens ist der Art, daß er sie von selbst zur Ergebung, Heiterkeit und Tröblichkeit stimmt; daher sind auch, so weit unsere Erfahrung reicht, dies die eigenthümlichen Charakterzüge der Blinden.

Die Heiterkeit, welche man meistens bei den des Gesichts beraubten Personen antrifft, führt uns zu dem Schluß, die Blindheit im Ganzen für ein geringeres Unglück als die Taubheit zu halten. Der Taube sieht fortwährend Freuden und Geselligkeits-Außerungen, an denen er nicht theilnehmen kann. Er ist der Gast bei einem Mahle, das er nicht mitgenießen, der Zuschauer einer Bühne, von der er keine Silbe verstehen kann. Ist auch der Blinde von gleich wichtigen Quellen des Genusses ausgeschlossen, so hat er doch wenigstens den Vorzug, das, was er verloren hat, nicht wahrzunehmen, ja selbst nicht zu verstehen. Man kann noch hinzufügen, daß vielleicht die größte Entbehrung in Folge der Blindheit in der Unfähigkeit zu lesen, wie die der Taubheit im Verlust der geselligen Freuden besteht. Nun können aber die Augen eines Anderen in gewissem Grade diesen Mangel des Blinden ersetzen, während keine Kunst dem Tauben einen entsprechenden Ersatz für die Entbehrungen zu gewähren vermag, zu denen er im geselligen Leben verurtheilt ist. Er kann nicht mit den Ohren eines Anderen hören. Da es indeß nicht zu leugnen ist, daß Blindheit abhängiger macht als Taubheit, so mögen wir uns mit dem Schlusse begnügen, daß jene für den Reichen, diese für den Armen vorzuziehen sey. Man wird begreifen, daß unsere Bemerkungen nur auf solche anwendbar sind, welche der Fähigkeiten des Gesichts oder des Gehörs gänzlich beraubt sind. Ein Mensch, dessen Gesicht nur zum Theil geschwächt oder zerstört ist, befindet sich in der nämlichen oben vom Tauben geschilderten Tantalusqual, und man wird daher finden, daß ein solcher gewöhnlich ungeduldiger und reizbarer und daher weniger glücklich ist als der ganz blinde. Bei alle dem zweifeln wir, ob sich unter unseren Lesern auch nur Einer finden dürfte, selbst wenn er die Richtigkeit unserer Bemerkungen zugestehet, der nicht eine theilweise Blindheit einer gänzlichen, und Taubheit beiden Arten vorziehen würde. So groß ist das Vorurtheil für das Auge!

Geduld, Beharrlichkeit, Gewohnheit, Fleiß und vor Allem ein brennen-



der Wissensdurst werden ziemlich allgemein als Charakterzüge der Blinden betrachtet und tragen viel zur Erleichterung ihrer Erziehung bei, die sich sonst als etwas langweilig und sogar als zweifelhaft in ihren Erfolgen erweisen müßte, in Betracht der fürchtbar großen Hindernisse, die zu überwinden sind.

Es ist wahrscheinlich die Betrachtung dieser moralischen Eigenschaften, so wie der von uns geschilderten Lernfähigkeit der Blinden gewesen, die den wohlwollenden Haup, im Verein mit der philantropischen Gesellschaft von Paris, veranlaßte, daselbst im J. 1784 die erste jemals versuchte Erziehungs-Anstalt für dieselben zu eröffnen. Diese Anstalt erfuhr während der darauf folgenden Revolutionszeit mehrere, jedoch nicht verbessernde Umänderungen, bis sie 1816 die achtungswerthe Grundlage erhielt, auf welcher sie jetzt, unter der Leitung des Dr. Guille, besteht, dessen unermüdete Anstrengungen mit den wohlthätigsten Erfolgen gesegnet sind.

Wir wollen eine kurze Uebersicht von dem unter seiner Leitung befolgten Erziehungsplane geben, wie er ihn in der schätzbaren Abhandlung, auf die wir bereits Bezug genommen, dargelegt hat, und in welcher er gelegentlich einen Blick auf den in der entsprechenden Anstalt zu Edinburg angenommenen Unterrichtsplan wirft.

Der Hauptzweck, der jedem Erziehungsplane für Blinde zum Grunde liegt, ist, die Aufmerksamkeit des Zöglings auf solche Lerngegenstände und Handfertigkeiten zu richten, die er nachher durch eigene Anstrengung und Hülfsmittel ohne äußerliche Hülfe betreiben kann. Man lehrt sie in Paris das Lesen durch das Befühlen von Metallbuchstaben, und in Edinburg durch Buchstaben, die auf dem Papier en relief hervorstehen. Wenn sie vorher buchstabiren können, was ihnen leicht beigebracht werden kann, ehe sie in die Anstalt eintreten, dann lernen sie mit großer Leichtigkeit die verschiedenen Buchstaben unterscheiden. Ihre Wahrnehmungen werden durch Uebung so fein, daß sie auch den kleinsten Relief-Buchstaben zu erkennen vermögen, und wenn die Finger ihnen versagen, unterscheiden sie ihn sogleich durch Anwendung der Zunge. Auf ähnliche Weise werden sie in mathematischen Figuren unterwiesen, nachdem man von der von Saunderson erfundenen Aufzeichnungstafel, deren man sich einst in der Pariser Anstalt bediente, als weniger einfach und klar, abgegangen ist, wiewohl man seine Zeichen zur Darstellung geometrischer Figuren beibehalten hat.

Da es verlorene Arbeit seyn würde, die Kunst des Lesens zu erlernen, ohne Bücher zum Lesen zu haben, so sind mehrere Versuche gemacht worden, diesem Mangel abzuhelfen. Die erste Anweisung zu der jetzt angenommenen Form zum Druck dieser Bücher erhielt man durch das Aeußere der Rückseiten eines Druckes, der so eben aus der Presse kam. Um dies nachzuahmen, werden ungeschwärzte Lettern, und größer als die gewöhnlichen, auf einem Bogen festen Papiers stark eingedrückt, bis sie sich erhaben genug darstellen, daß ein Blinder sie durch das Gefühl unterscheiden kann. Die Franzosen haben die italienische Handschrift, oder eine derselben sehr ähnliche, zur Bildung ihrer Lettern angenommen, während die Schotten eine edigere und mehr geradlinige erfunden haben.

Es sind schon mehrere wichtige Werke auf diese Weise gedruckt worden, als: ein Theil der heiligen Schrift, Katechismen und Andachtsbücher zu täglichen Gebeten, Sprachlehren, eine Erdbeschreibung, eine allgemeine Geschichte, eine Auswahl aus englischen Dichtern und prosaischen Schriftstellern, eine Literaturgeschichte, mit einer Sammlung der ausserlesenswerthen Muster französischer Beredsamkeit. Bei alle dem ist die Buchdruckerkunst für Blinde noch in ihrer Kindheit. Die Buchstaben sind so schwerfällig, und der Blätter (die nicht auf der Rückseite bedruckt werden können, da dies die Buchstaben auf der vorderen Seite abflachen würde) müssen nothwendig so viele werden, daß sie einen Band ungemein dick und deshalb kostspielig machen. Das Evangelium Johannis z. B. nimmt drei große Oktavbände ein. Es müssen daher noch fernere Verbesserungen gemacht werden, ehe die Erfindung in größerem Maße nützlich werden kann. Man hat keinen Grund zu zweifeln, daß dies einmal geschehen werde, denn erst durch lange und wiederholte Versuche ist die Buchdruckerkunst, wie sie jetzt angewendet wird, und jede andere Kunst zu ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit gelangt. Vielleicht wird ein Verfahren wie das der Stenographie angenommen, welches, wenn es auch dem Lernenden anfangs einige Mühe mehr verursacht, ihn doch durch die zusammengedrängten Formen und daher wohlfeilere und zahlreichere Ausgaben, die dadurch erlangt werden könnten, hinreichend entschädigt. Vielleicht könnte eine Schwärze, oder ein anderer feinerer Stoff, als der, dessen man sich beim Druck bedient, erfunden werden, der, wenn er vermittelt der Lettern auf das Papier gebracht wird, eine hoch genug erhabene Schrift erzeugte, die durch das Gefühl unterschieden werden könnte. Wir haben einen Blinden gekannt, der die Buchstaben in einem Rotenhefte entziffern konnte, auf die man mehr Schwärze als gewöhnlich aufgetragen hatte.

Eine Lehrweise beim Unterricht im Schreiben ist, den Stift oder Griffel in eine nach der Form der verschiedenen Buchstaben geschnittene Vertiefung zu leiten. Indeß bedient man sich auch anderer Lehrarten, die zu verwickelt sind, um hier beschrieben zu werden, nach welchen der Blinde befähigt wird, nicht nur zu schreiben, sondern auch zu lesen, was er geschrieben hat. Es ist auch ein tragbarer Schreibkasten von Blinden erfunden worden, die, wie man bemerkt hat, am sinnreichsten sind, wenn es gilt, ihren Bedürfnissen abzuhelfen, da sie dieselben am besten kennen. Eine sehr einfache Art brieflicher Unterhaltung vermittelt eines Schnur-Alphabets, wie man es nennt, das aus einer Schnur oder einem Bande besteht, worin Knoten verschiedener Größe gewisse Klassen von Buchstaben bezeichnen, ist von zwei Blinden in Edinburg erfunden worden. Vermöge dieser Erfindung, die so einfach ist, daß sie auch von einem nur gewöhnlich Begabten in einer Stunde begriffen werden kann,

können, wie man versichert, Gedanken eben so genau mitgetheilt werden, wie mit der Feder. Eine uns bekannte blinde Dame indeß, die es durch Verstand und Geist dahin gebracht, viele Schwierigkeiten ihrer Lage zu überwinden, giebt, nach einem in dieser Erfindung angestellten Versuche, der von ihr gewöhnlich angewendeten Art den Vorzug, die Buchstaben mit einer Nadel in das Papier zu stechen, eine Berrichtung, die sie mit staunenswerther Schnelligkeit vollbringt, und die, außer dem Vorzuge, den das Schnur-Alphabet gewährt, durch das Gefühl lesbar zu seyn, den Zwecken einer brieflichen Mittheilung vollkommen entspricht, da die Schrift durch Feden entziffert werden kann, der sie gegen das Licht hält.

Der Unterrichtsplan in der Blinden-Anstalt von Paris umfaßt Erdbeschreibung, Geschichte, das Griechische, Lateinische, so wie die französische, italienische und englische Sprache, Rechnen und die höhere Mathematik, Musik und einige der nützlichsten Handfertigkeiten. Für Mathematik scheinen die Zöglinge eine natürliche Anlage zu offenbaren; denn viele von ihnen machen so große Fortschritte, daß sie nicht nur den öffentlichen Vorlesungen der gelehrtesten Professoren in den verschiedenen Wissenschaften beiwohnen, sondern auch die höchsten Preise in den öffentlichen Lehr-Anstalten um die Wette mit denen davontragen, die den Vortheil des Augenlichtes vor ihnen voraus haben. In der Musik machen sie alle, wie wir vorher erwähnten, größere oder geringere Fortschritte. Sie werden vorzüglich im Orgelspiel unterrichtet, was, wegen dessen häufiger Anwendung in den Kirchen, ihnen eines der natürlichsten Mittel gewährt, sich einen Unterhalt zu schaffen.

Das eingeführte Lehrverfahren ist das des gegenseitigen Unterrichts. Man hat sich überzeugt, daß die Blinden am leichtesten und schnellsten von denen lernen, die sich mit ihnen in gleicher Lage befinden. Zwei Lehrer und eine Lehrerin genügen auf diese Weise zur Aufsicht von achtzig Schülern, was, wie man in Betracht der zu überwindenden Schwierigkeiten gesehen muß, ein geringer Aufwand ist, um so ausgedehnte Erfolge zu erlangen.

Bei ihrem Unterricht in Handarbeiten scheint man zwei Grundsätze im Auge zu behalten, nämlich für jeden Einzelnen solche zu wählen, die für seinen künftigen Aufenthalt und seine Umgebung sich am besten eignen, da z. B. die für einen Seehafen passendsten Handwerke am wenigsten für das Land, und so umgekehrt, geeignet sind; zweitens ihre Aufmerksamkeit auf solche Beschäftigungen zu beschränken, die ihnen, ihrer Natur nach, am meisten zusagen und von Personen in ihrer Lage am besten betrieben werden können. Es ist unsinnig, Hindernisse zu vervielfältigen, aus bloßer Eitelkeit, sie zu besiegen.

Für die Buchdruckerkunst zeigen die Blinden besondere Fähigkeit, indem sie alle Arbeiten des Setzens, des Druckens und des Abiegens der Buchstaben mit der nämlichen Genauigkeit verrichten wie die Sehenden. In der That scheint ein großer Theil dieser mechanischen Beschäftigungen bei den Sehenden mehr das Ergebniß der Gewohnheit als der Uebung des Auges zu seyn. Die Blinden drucken sich alle zu ihrem eigenen Gebrauch bestimmten Bücher selbst. \*)

## Frankreich.

### Neueste Reisebriefe von Alexandre Dumas.

Die Schuld, welche der Marquis de la Pailletterie, vulgo Alexandre Dumas genannt, an das Journal Emil Girardin's, die „Presse“, bei Strafe neuer Geldbußen abzutragen hat, nachdem er wegen nicht zu rechter Zeit erfüllter Feuilleton-Verbindlichkeiten schon sein Theil hat zahlen müssen, ist in ihren ersten Raten diesem Blatte zugegangen, und zwar in der Gestalt von „Reise-Eindrücken“, die der Schuldner auf seiner „großen Mission“ nach Spanien und Afrika gesammelt hat. Sie sind, nach der Anzeige der „Presse“, in „mehreren Bänden von Briefen“ niedergelegt, aber nur eine „Auswahl“ davon, wahrscheinlich bis die rückständige Zeilenzahl voll ist, soll in dem Feuilleton des Girardin'schen Journals erscheinen. Der Prozeß, in welchem dieses mit dem Autor verwickelt worden, hat übrigens dasselbe keinesweges in der Anpreisung seiner Werke herabgestimmt: „Es ist bekannt“, sagt es, „welchen unermesslichen Erfolg die früheren Reise-Eindrücke des Verfassers gehabt; die, welche er aus den beiden so eben von ihm durchreisten Ländern mitgebracht, werden keine geringere Neugier und Spannung erregen.“

Diese Reise des Herrn Dumas hat durch die Interpellationen, welche sie in der Deputirten-Kammer veranlaßte, und durch die großartige Bedeutung, welche der literarische Tourist selbst, in dem hohen Bewußtseyn von der Wichtigkeit seiner Person, ihr beilegte, eine gewisse Berühmtheit erhalten. Prinzen und Minister haben sich um die Freundschaft des Herrn Marquis de

\*) Was Herr Prescott hieran nun noch weiter als Wink für die Direktoren der bei Abfassung dieses Aufsatzes (1820) eben begründeten Blinden-Anstalt des Staates Massachusetts knüpft, hat jetzt nur noch ein historisches Interesse, da diese Anstalt seitdem, wie auch aus der Schilderung hervorgeht, die Boz (Didens) von ihr in seinen amerikanischen Skizzen entwirft, einen ausgezeichneten Ruf sich erworben. Wir glauben daher, diese ihre ersten Versuche begleitenden Anmerkungen und Rathschläge hier übergehen zu können, und wollen nur noch gelegentlich bemerken, daß Herr Prescott aus den Angaben über die Zahl der Blinden im Staate Massachusetts den Schluß zieht, daß die Blindheit in Neu-England verbreiteter sey, als Jeune für die entsprechenden Breitengrade in der alten Welt annehme, wo, nach der Theorie des Lepereux, die Blindheit in dem Grade zunimmt, als man sich von den beiden Polen dem Aequator nähert. So soll in Aegypten schon Einer unter hundert Menschen, in Norwegen aber nur Einer unter Tausend blind seyn. In den sechs Staaten Neu-Englands soll es im J. 1820 (wo ein Theil dieser Staaten, wie Maine, Vermont und Connecticut, nur noch dünn bevölkert war) schon 1650 Blinde gegeben haben, von denen ein Fünftel weniger als 30 Jahre alt war. Die Abhandlung des Herrn Prescott befindet sich übrigens vollständig in seinen 1845 in London erschienenen „Biographical and critical Miscellanea“, S. R.



la Pailletorie gedrängt, ein Staatsschiff, dessen Dienst täglich 1300 Francs kostet, ist auf beliebige Zeit zu seiner Verfügung gestellt worden, er hat 12 gefangene Franzosen durch seine Intervention aus den Händen der Araber und vom Tode gerettet, er hat durch seine Beobachtungen in Algier schiefsehende Deputirte richtig beobachtet lehren sollen, und wer weiß was noch sonst Alles. Zwar ist ein Theil dieser vor den Schranken des Gerichts feierlich von Herrn Dumas verkündeten Thatsachen durch anderweitige Aufklärungen ganz in das Reich der Phantasmagorien verwiesen, ein Theil in etwas anderem Lichte dargestellt worden; aber so viel scheint doch keinem Zweifel zu unterliegen, daß man von gewissen Seiten auf Verleugnung des Selbstgefühls einer solchen Macht, wie Alexandre Dumas zu seyn sich bewußt ist, mit etwas zu gutmüthigem Vertrauen gerechnet hatte.

Welche Höhe dies Selbstgefühl erreicht hat, davon mögen einige Proben aus seinen ersten Briefen eine Vorstellung geben, denen man übrigens, von der naiven Autor-Eitelkeit abgesehen, die unterhaltende Lebhaftigkeit der französischen causerie nicht absprechen kann. Die Grazien erscheinen nur bei diesem „geistreichen Geschwätz“ nicht immer in ganz sauberer Toilette. Der Autor richtet die Briefe an eine ungenannte Dame, der er zuerst aus Bayonne unterm 5. Oktober die Präliminarien seiner Reise schildert, wobei er gelegentlich eine charakteristische Erzählung von dem angeblichen Ursprung seines Theater-Unternehmens mit einfließen läßt.

„In dem Augenblick meiner Abreise“, so hebt die Korrespondenz an, „nahmen Sie mir das Versprechen ab, Ihnen nicht etwa bloß einen Brief zu schreiben, sondern drei oder vier Bände Briefe. Sie hatten Recht: Sie kennen mich als eifrig in großen Dingen, als vergeßlich in kleinen, als gern zum Geben bereit, aber nicht wenn es sich um ein Geringes handelt...“

„Ich schreibe an Sie, meine Gnädige, weil Sie einen so ernsten als enthusiastischen, gedankenvollen und kindlichen, strengen und läunischen, starken und anmüthigen Geist besitzen; weil Ihre Stellung in der Welt Ihnen erlaubt, nicht Alles anzuhören, aber Alles anzusehen; weil Sie mit Allem vertraut sind, mit Sitten, Literatur, Politik, Künsten, ich möchte fast sagen auch mit Wissenschaften; endlich, wollen Sie, daß ich es Ihnen sage, oder vielmehr, daß ich es Ihnen wiederhole, — denn ich glaube es Ihnen schon sehr oft gesagt zu haben — endlich, weil für die geistige Lebendigkeit, die man mir zuweilen hat zugestehen wollen, das in unseren Salons so heimische und jenseits der Grenzen Frankreichs so selten anzutreffende geistreiche Geschwätz das unentbehrlichste Element ist und ich an Sie nicht anders zu schreiben brauche, als schlicht und einfach so, wie ich gewöhnlich mit Ihnen plaudere. Zwar wird das Publikum der Dritte bei unserer Unterhaltung seyn, aber unsere Unterhaltung wird darunter nicht leiden. Ich habe stets bemerkt, daß ich mich geistreicher als sonst ausdrückte, wenn ich einen unbedingten Käufer hinter der Thür ahnte...“

„Noch Eines, meine Gnädige; Sie scheuen jede Dessenlichkeit, und Sie haben Recht, denn die Dessenlichkeit ist in unseren Tagen oft so viel als die Ehrenkränkung... Ich will Ihnen daher einen Vorschlag machen. Das schöne Italien, welches Sie so lieben, hat drei gepriesene Frauen, die ihre Berühmtheit drei göttlichen Dichtern verdanken: diese Frauen heißen Beatrice, Laura und Fiametta. Wählen Sie einen von den drei Namen, aber fürchten Sie nicht, daß ich mich darum je für Dante, Petrarca oder Boccaccio halten könnte...“

„Nun also, da meine kleine Borrede abgethan ist“, fährt unser Autor fort, „so erlauben Sie mir, Ihnen auseinanderzusetzen, unter welchen Bedingungen ich reise, zu welchem Zweck ich Sie verlasse, und mit welchen Intentionen ich vermuthlich zurückkehren werde.“

„Die Welt besitzt einen Mann von hoher Bildung, dessen Geist durch zehnjährige Mitgliedschaft der Akademie keinen Abbruch erlitten hat, seine Sitten nicht durch fünfzehnjährige Parlaments-Debatten, sein Wohlwollen nicht durch fünf oder sechs Minister-Portofeuilles. Dieser Staatsmann war zuerst Literat, und, was bei Staatsmännern etwas Seltenes ist, er ist jetzt, wo er nur noch Gesetze verfaßt, nicht eifersüchtig auf die geworden, welche noch Bücher verfassen...“

„Dieser Mann nun bekam einst Lust, mit eigenen Augen jene glühende Erde Afrika's zu sehen, die mit so viel Blut gedüngt, durch so viel unsterbliche Thaten bezeichnet ist, und wo so viel entgegengesetzte Interessen sich bekämpfen. Er machte seine Reise zwischen zwei Sessionen, und als er zurückgekehrt war, wollte dieser Mann, da er sich etwas werth hält, wollte er, von der Größe des eben gelebten Schauspiels ergriffen, daß auch ich leben sollte, was er gesehen... Buckingham ließ einen kostbaren Diamant an der Stelle fallen, wo Anna von Oesterreich ihm ihre Liebe gestanden hatte. Er wollte, daß auch ein Anderer da glücklich seyn sollte, wo er selbst es gewesen.“

„Eines Morgens erhielt ich also von dem Minister, dem Reisenden, Akademiker und Literaten, eine Einladung zum Frühstück. Seit fast zwei Jahren hatte ich ihn nicht gesehen: das kommt daher, weil er viel zu thun hat und ich ebenfalls; sonst — ich erkläre es auf die Gefahr von alledem, was meine Freunde, die Republikaner, die Liberalen, die Progressisten, die Journeristen und die Humanitarier, dazu sagen mögen — sonst würde ich ihn öfter sehen.“

„Wie ich es mir gedacht hatte, die Einladung war nur ein Vorwand, ein Mittel, um sich an einem Tisch, der nicht geradezu ein Bureau wäre,

mir gegenüber zu finden. Den Zweck betreffend, schlug er mir zweierlei vor: erstens, der Privat des Herrn Herzog von Montpensier in Spanien beizuwohnen; zweitens, Algerien zu besuchen. Ich würde schon Eines von Beidem mit Dank angenommen haben, um so viel lieber also war mir Beides zusammen. So nahm ich es denn an. Das war eine sehr unkluge Speculation, wird Ihr Banquier sagen, denn ich ließ meinen Roman Balsamo um zwei Dritttheile unvollendet und mein Theater beinahe fertig zurück. Aber was hilft es, meine Gnädige, ich bin nun einmal so, und Ihr Banquier würde Mühe haben, mich zu bessern.“

„Nicht ohne Absicht, Sie werden es sich wohl denken, meine Gnädige, stelle ich vor das Hauptwort Theater das Besitz-Fürwort mein. Nach vernünftiger Logik hätte ich sagen sollen unser Theater. Ich weiß es wohl; aber, sehen Sie, ich bin wie die thörichten Väter, die sich nicht entwöhnen können, mein Sohn zu sagen, wenngleich das Kind von einer Amme gesäugt und von einem Lehrer erzogen worden ist.“ (Schluß folgt.)

### Mannigfaltiges.

— Eine neue Garantie des Friedens. Manche Politiker zerbrechen sich den Kopf über die Bedeutung des unerwarteten freiwilligen Darlehns, welches Rußland so eben den Franzosen gemacht. Einige wollen darin eine kluge Wahrnehmung des Bruches erblicken, der in der entente cordiale zwischen Frankreich und England eingetreten; Andere finden darin eine direkte oder indirekte Demonstration gegen das mitteninne liegende Deutschland; wieder Andere endlich meinen, es sey eine gefährliche Handhabe, die Frankreich dadurch den Russen gegeben, um auf seinen Staatskredit beliebig einzuwirken. Was die erste dieser Meinungen betrifft, so wird die von Rußland angebotene Summe von 50 Millionen Frs., von welchen 25 Millionen baar und 25 Millionen (auf den Wunsch der Franzosen) in Getraide geleistet werden, allerdings gerade in dem Augenblicke in Paris eintreffen, wo die von der englischen Bank geliehenen 25 Millionen Frs. an dieselbe wieder zurückgezahlt werden müssen (vgl. Nr. 18 des Magazins v. 11. Febr.), so daß der Kaiser von Rußland in Frankreich, eben so den mahnenden Engländern wie dem mahnenden Hunger gegenüber, als ein wahrer Deus ex Machina erscheint. Ferner darf man, was das zweite Moment betrifft, allerdings nicht unbemerkt lassen, daß in demselben Augenblicke, wo Rußland seinen Goldregen über Frankreich herabfallen läßt, die längst schon in großer Geldklemme befindlichen deutschen Börsen durch die Ausgabe einer neuen Serie des sogenannten Stieglitz'schen Anlehns (mit dessen Emittirung bekanntlich auch einige Berliner Häuser beauftragt sind) in Anspruch genommen werden sollten, und daß nur der sehr niedrige Cours, den man jetzt hier dafür zu bieten im Stande war, vorläufig die Ausgabe dieser neuen Serie einer Anleihe noch zurückgehalten, deren Obligationen sich größtentheils, wie überhaupt die der meisten auswärtigen Anleihen Rußlands und Polens, an deutschen Börsen und in den Händen deutscher Kapitalisten befinden, während die Pariser Börse und französisches Kapital auch nicht mit einem Deut in russischen Fonds theilhaftig sind. Endlich läßt sich in Bezug auf die dritte der oben aufgestellten Ansichten allerdings geltend machen, daß Rußland auf den Cours der französischen Rente durch das bedeutende Gewicht, welches es jetzt in die Waagschale derselben legen kann, einen unter Umständen gewaltigen Einfluß zu üben vermag, aber gerade dieses Moment ist es, was auch sehr viel zur Widerlegung der beiden anderen Ansichten darzubieten scheint. Denn es ist ein bekannter Erfahrungssatz, daß Kapitalisten ihre Gelder nur in den Fonds derjenigen Staaten anlegen, deren innere Zustände sie als konsolidirt ansehen und deren auswärtige Verhältnisse einen langdauernden Frieden versprechen. Rußland scheint demnach nicht bloß seine bisherigen Ansichten in Bezug auf die unhaltbaren Grundlagen des Juli-Thrones gänzlich aufgegeben zu haben, sondern auch, bei dem, nach dem gewöhnlichen Laufe der Natur, in den nächsten Jahren erfolgenden Ableben des greisen Königs Ludwig Philipp, die ruhige Regierung seines Nachfolgers, des noch im Knabenalter befindlichen Grafen von Paris, durch die Macht seiner Geldmittel unterstützen zu wollen. Es kann dies gewiß nur als eine neue Garantie des europäischen Friedens gelten. Würde Rußland wohl eine so bedeutende Geldsumme — und wäre es auch nur die Cours-Differenz — auf das Spiel setzen, wenn es den nahen Ausbruch eines Krieges für möglich hielte? Ja was seine veränderten Ansichten in Bezug auf das Haus Orleans betrifft, so wird man Rußland hierzu nur Glück wünschen können, das dadurch zugleich seine ihm früher beigegebenen Kriegsgelüste förmlich desavouirt. Ist aber die Fortdauer des europäischen Friedens verbürgt, so hat es im Grunde nur wenig auf sich, ob es Rußland oder England ist, das sich mit Frankreich in einer entente cordiale befindet, und es kann dann auch für Deutschland ziemlich gleichgültig seyn, ob das überflüssige Geld der Russen in deren eigenen oder in französischen Fonds angelegt wird. Steigen die letzteren mit Hilfe der Subsidien in Silber rubeln, so steigen auch die in Deutschland ausgegebenen russischen Obligationen, und diese werden dann leicht mit Vortheil nach Rußland selbst zurückgeschickt seyn, falls die Kapitalien in der Heimat gebraucht werden. Das russische Darlehn an die Franzosen kann also indirekt auch auf den deutschen Geldmarkt einen vortheilhaften Einfluß üben, und wenn wir es auch nicht eben als eine Freundlichkeit ansehen können, die uns dadurch von Rußland erwiesen wird, so brauchen wir es doch auch nicht, wie es von einigen Seiten geschieht, als eine geradezu gegen Deutschland gerichtete Demonstration zu betrachten.